

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 129. Bromberg, den 15. Juli 1926.

# Ein verlorenes Paradies.

Von **Frieda Zieschank.**



(Schluß.)

„Und welche der germanischen Nationen, meinst du denn, wird die andern aufsaugen?"

„Kein Aufsaugen wird es sein, sondern ein Ineinandergehen. Ob das einmal durch ein gewaltiges Ereignis plötzlich kommen wird oder langsam im Laufe von vielen Jahrtausenden — wer kann das wissen?"

Da fuhr Ilse auf. Sie war durch die Gefangenschaft des Gatten gesättigt von Haß gegen England und hatte bis jetzt nur mühsam zurückgehalten.

„Ineinandergehen? Hältst du etwa die britischen Eigenschaften — die Selbstsucht, den gänzlichen Mangel an Gemüt — für wünschenswerte Zugaben zu deutschem Wesen?"

Martha lächelte. „Gemüt? Ich glaube, davon hat unser Volk so übermäßig viel, daß ihm ein kleiner Aderlaß zugunsten anderer germanischer Völker ausgezeichnet bekommen würde. Dagegen vom britischen Selbstbewußtsein und dem Geiste, der das Wort schuf: „Right or wrong — my country!" — davon, denke ich, könnten wir Deutschen einen guten Zuschuß vertragen!" —

„Und die Sprache? Glaubst du, daß je die Angelsachsen unsere Sprache sprechen werden? Oder möchtest du — gerade du, Martha! — daß wir unsere Muttersprache aufgeben?" fragte der Gatte.

„Sprachen vor zweitausend Jahren wohl die Friesen und die Bajuvaren mit gleichen Zungen? Und sie sind doch heute ein einig Volk von Brüdern."

„Ich kann mir nicht helfen, Liebste, es klingt mir da etwas von Internationalismus aus deinen Träumen, was ihnen einen unangenehmen Beigeschmack gibt."

„Ich international denken?" flammte da die Frau auf. „Nein, bei Gott, so meine ich das nicht! Enger noch muß sich jedes Volk zusammenschließen, zäher noch muß es seine Eigenart verteidigen, sein Volkstum pflegen — auch gegen Brudervölker kämpfen, wenn es sein muß, wie jetzt. — Aber der germanische Stamm, der seine Art am Edelsten entwickelt, der sich am Reinsten erhält — der wird einst der Gesamtheit am stärksten seinen Stempel aufprägen — aus seinem Blut werden die künftigen Erlöser erstehen!"

*

Es kam die Zeit der deutschen Not.

Berichte über das hungernde Volk daheim klangen gar bald auf in der feindlichen Presse — eilten den Tatsachen sogar weit voraus.

Wie das würgte! Selbst im Überfluß leben — und die Heimat im Hunger wissen. Nichts, so gar nichts tun können! Nicht einmal sparen, hungern konnte man mit. Was — wem hätte es genutzt? Abgeschnitten war man vom Stamm, ein verwehtes Blatt.

Jeden Dienstag mußten sich die deutschen Männer unten in Apia melden. Zuweilen fuhren dann auch die Frauen mit, denn es drängte in dieser Zeit jeden zur Aussprache mit den Volksgenossen.

*

Wenige Monate, nachdem Hartmann fortgeführt worden war, hatte auch Ilse in Oli ula einem Knaben das Leben gegeben. Das Kind wuchs heran, ohne daß der Vater ihm je in die Augen geblickt. Erst als er nach fünf langen Jahren aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrte, konnte er zum ersten Male seinen Sohn in die Arme schließen.

— — — — — — — — — — — — —

Die Behandlung durch den Feind war stark wechselnd.

Mit den im Lande ansässigen Engländern war man früher, wenn auch der gesellschaftliche Verkehr beschränkt geblieben, doch stets gut ausgekommen, in der Art eines friedlichen Nebeneinanderherlebens, auf gegenseitige Achtung gestützt.

Nun war der Krieg dazwischen gekommen — man sollte sich plötzlich gegenseitig als Feinde empfinden. So leicht war das gar nicht gewesen — auf beiden Seiten!

Als die Neuseeländisch-Englischen Truppen das Land besetzten, war die erste Handlung der englischen Ansiedler eine Bittschrift an den Kommandierenden, in der sie um möglichst schonende Behandlung der Deutschen baten.

Anfangs konnte man sich auch kaum über Härte beklagen. Mit der Zeit aber war das allerdings wesentlich anders geworden. Indes — an den Leiden anderer Deutschen in Feindeshand gemessen — war das Leben immer noch leidlich erträglich.

*

Wohl mußte man hier draußen dem Ringen daheim mit gebundenen Händen zusehen, aber jeder tat auch auf diesem entlegenen Posten nach Möglichkeit seine Pflicht.

Die Männer betreuten unentwegt ihr Land, taten ihre Arbeit mit gewohnter Pünktlichkeit und Sorgfalt.

Die Bestände der Pflanzungen entwickelten sich zu voller Kraft. Noch immer stieg der Ertrag der ältesten Kulturen und auch das ehemalige Neuland trug nun schon Frucht.

Da kam noch ein anderes, um das Ausharren in Arbeit und [illegible] in Stillesein und Starksein schwer zu machen.

Ein Sturm fegte über die Insel — und grausig war seine Spur.

„Die Pest im Lande!" kündete der erste Entsetzensschrei. Es war nicht die Pest — es war nur die Grippe.

„Nur" die Grippe?

Schauerlicher als diese Seuche, die die unglückliche Insel heimsuchte, kann auch die Pest im finstersten Mittelalter nicht gewütet haben.

Drei Wochen nur dauerte dieser Triumphzug des Todes — aber mehr als ein Drittel des braunen Volkes war seine Ernte! Ungerechnet die Gelben, die Halbweißen — und die Weißen.

„Die Neuseeländische Verwaltung ist ratlos — es geschieht nichts! Am Strande soll es furchtbar aussehen, im Westbezirk besonders schlimm, auch auf den Pflanzungen. In Tofua liegen fast alle Chinesen auf den Tod — die andern sind geflohen. Auch die ganze Familie Möller soll krank liegen — kein Mensch ist da, sie zu pflegen. Der Hausjunge ist ausgerissen, er ist unten in meinem Arbeiterhaus, hat aber selbst schon hohes Fieber."

So lautete der Bericht, den Roß nach Oli uli brachte.

„Da muß etwas geschehen — wir müssen helfen! Roß, kommen Sie mit?"

— — — — — — — — — — — — —

Die beiden Männer ritten am Strande entlang nach Westen.

Vor einem der ersten Samoadörfer führte eine Brücke über einen kleinen Fluß. Am jenseitigen Uferrand lag regungslos ausgestreckt eine braune Gestalt.

Uffrecht stieg ab, bückte sich über den Liegenden und fuhr zurück — ein junger Mann, steif und kalt, —ein Toter! Das neben ihm liegende Gefäß zeigte, daß er wohl gegangen war, um Wasser zu schöpfen.

Sie ritten durch das Dorf — kein Mensch war zu sehen. Doch! — Da hockte ein einsamer Greis vor seiner Hütte, den weißhaarigen Kopf in die Hände gestützt. Ein Hund heulte schauerlich. Es schüttelte die Reiter, eilig trieben sie die Pferde an, helfen konnten sie hier nicht.

Sie jagten durch die Samoadörfer — in jedem die gleiche Grabesstille.

Nach einer Stunde weiteren scharfen Rittes landeinwärts kamen sie vor dem Pflanzerhaus in Tofua an. Kein lebendes Wesen war zu sehen.

Sie stiegen ab, betraten das Haus, riefen laut den Namen des Hausherrn. Erst auf den dritten Ruf antwortete ein schwaches Stöhnen aus einem der Zimmer.

Sie stießen die Tür auf — eine unerträgliche Luft schlug ihnen entgegen.

Auf den Betten lag die Familie des Pflanzers — die halbweiße Frau und zwei Kinder waren bewußtlos — das dritte Kind war tot.

Der Mann öffnete die Augen. — „Wasser — —!“

Sie halfen. Sie brachten Wasser, sie lüfteten den Raum, sie schafften das tote Kind hinaus. Sie reinigten die Lager, sie machten den Fieberkranken nasse Packungen.

Der Mann erholte sich so weit, daß er sprechen konnte:

„Alle krank — bis vorgestern konnte ich noch kriechen — seitdem liegen wir so — kein Mensch da — kein Wasser, kein Essen — wir verrecken —“

Uffrecht und Roß suchten in Küche und Vorratsraum nach etwas, das sie den Entkräfteten einflößen könnten. Es war alles leer.

„Die Chinesen holten wohl alles — sie liegen ja auch alle drüben — und verhungern —!“ stöhnte der Schwerkranke.

Roß ging die Kuh zu melken, Uffrecht flößte den Verschmachtenden die Milch ein.

„Reiten Sie zurück. Ich bleibe hier. Wir können die Unglücklichen hier nicht allein lassen.“

„Nein, Uffrecht, ich bleibe! Reiten Sie zurück zu Ihrer Familie — wer weiß, ob Sie dort nicht nötiger sind als hier! Wenn Sie einmal nach meinen Arbeitern sehen wollten —“

„Natürlich. Ich schicke Ihnen außerdem aus dem nächsten Store Lebensmittel herauf!“

Uffrecht hielt vor dem nächsten Händlerhaus — es war geschlossen! Er ritt zum folgenden — es war leer!

Er stieg ab, betrat das größte Samoahaus des Dorfes. Ein Grabesgeruch strömte ihm entgegen — er fand dreizehn Leichen. Gleich am Eingangspfosten lag eine junge Samoanerin, schon in Verwesung übergegangen. An ihrer Brust hing ein kleines Kind — es lebte noch — es saugte! — Das einzige lebende Wesen im Hause des Todes! — — —

*

„Geben Sie uns einen Freibrief, daß wir helfen können, soweit es möglich ist!“

Mit dieser Forderung stand Uffrecht einige Stunden später mit noch ein par andern deutschen Männern vor dem feindlichen Gewalthaber.

Der neuseeländische Oberst gab den geforderten Passierschein, gab ihnen sogar Vollmacht, überall an Lebensmitteln nach Bedarf zu requirieren.

Denn Hunger, Durst und fehlende Pflege forderten die meisten Opfer. Hunger in Samoa! War das denkbar? In dem Lande, wo alles mühelos und in überreicher Fülle den Menschen in den Schoß fiel? Wo Armut, Bettel, Hunger überhaupt ganz unbekannte, unfaßbare Begriffe waren?

Aber alles lag krank! Nur ganz, ganz wenige hatten noch die Kraft, Wasser zu holen, Früchte zu pflücken, Essen zu bereiten.

Es waren keine Pfleger da, keine Organisation auf irgendeinem Gebiet. Von den deutschen Ärzten war nur noch einer im Lande, und der war selbst ein Sterbender.

Auch von den deutschen Männern lagen ja die meisten krank; sie oder ihre Familien. — Trotzdem richteten sie mit übermenschlicher Kraftanstrengung einen Samariterdienst ein.

Aber für viele tausend Hilfsbedürftige ein halb Dutzend Helfer — was konnten sie ausrichten!

Da schrie das Blut auf! Den deutschen Brüdern und Schwestern — ihnen vor allen anderen mußte ihre Hilfe gelten. Von Haus zu Haus der alten Freunde zogen sie so in ihrem Liebesdienst, beladen mit Krankenkost und Medikamenten. So wie auf Tofua fanden sie noch viele, viele Familien, hilflos der Krankheit und dem Tode preisgegeben.

Sie halfen rastlos, wo sie helfen konnten, Tag und Nacht unterwegs drei Wochen — drei lange schauerliche Wochen.

Gar viele deutsche Brüder, auch manchen Halbweißen — und auch manchen Briten retteten sie so vor sicherm Tode. Der großen Masse der Samoaner zu helfen, reichte freilich ihre Kraft nicht aus. Ihnen gegenüber mußten sie sich darauf beschränken, Nahrungsmittel zugänglich zu machen, soweit das möglich war.

Auch die deutschen Frauen opferten sich auf. Oft selbst fieberkrank, kochten sie Krankenkost für ungezählte Leidende, suchten alte Freunde auf und pflegten sie.

Die Frauen auf den Pflanzungen hatten besonders mit der Pflege ihrer Arbeiter zu tun, denn auch die Chinesen lagen fast ausnahmslos auf den Tod krank.

Die feindliche Verwaltung hatte sich endlich so weit ermannt, daß sie wenigstens die allernotwendigsten hygienischen Maßnahmen ergriff.

Die Toten wurden begraben!

Die Toten — die Berge von Toten begraben? Die Toten in den Samoahütten, die schon so weit in Verwesung übergegangen waren, daß sie auseinanderfielen? Unmöglich!

So half man sich auf andere Weise: die Hütten mit den Toten darin wurden einfach angezündet und verbrannt.

Reitende Patrouillen zogen durch das Land. In Rufnähe vor den Häusern der Weißen hielten sie an:

„Hallo! — Some body die? Some body die and not burried?“ klang ihr schauerlicher Ruf herüber.

Lastautos rollten am Strande entlang und sammelten die herumliegenden, noch transportfähigen Leichen. Hochbeladen mit ihrer grausigen Last fuhren sie dahin, wo man sie begrub — —

In Massengräbern — — —

Massengräber in dem harten Lavaboden? In der Eile? Es mußte gehen — und es ging! Aber so, daß vielfach aus den Erdschollen starre Totenhände sich reckten, daß gierige Hunde die dünne Decke aufwühlten und an den Knochen nagten.

Eins der flachen Massengräber gähnt.

Eine Leichenfuhre wird vom Auto abgeladen. Leiche auf Leiche wird in Eile hineingeschleudert, gelbe — halbweiße — und viele, viele braune.

Da — ein gräßlicher Schrei aus der Totengruft —

Ein Chinese windet sich darin hoch —

„Mi no die — mi no die — —!“

Das Grauen gibt ihm die Kraft, sich zu retten und mit langen Sprüngen dem Entsetzlichen zu entfliehen — — —

— — — — — — — — — — —

Dank der aufopfernden Samariterdienste der freiwilligen deutschen Helfer waren es nur wenige ihrer Landsleute, die der Seuche zum Opfer fielen. Desto furchtbarer wütete sie da, wo ihre Hilfe nicht hingereicht hatte oder zu spät gekommen war.

Mehr als ein Drittel der braunen Bevölkerung lag in den Massengräbern und unter dem verkohlten Gebälk der Hütten.

Das Grauen der Totenfelder — man kannte es nun auch in Samoa!

*

In den ganzen Kriegsjahren war hier draußen niemals ein Zweifel am endgültigen Sieg der deutschen Waffen laut geworden. Daß die schwarz-weiß-roten Farben einst wieder über den Inseln wehen würden — deß war man so gewiß wie des täglichen Sonnenaufgangs. Selbst bis in den Beginn des fünften Kriegsjahres hinein war dieser Glaube unerschüttert geblieben.

Doch dann kam die Nachricht von der Bildung des letzten kaiserlichen Kabinetts: Männer, deren Namen man aus früheren Kolonialdebatten nur zu gut kannte, hatten die Leitung des deutschen Schicksals in die Hand genommen.

Da wankte der Glaube, da schwand die Hoffnung.

Der deutsche Wille zerbrach.

*

Und es kam — das Ende — —!

Im Hafen von Apia lag ein einstmals deutsches Schiff mit deutschem Namen, die „Mainz“. Von seinem Heck wehten, wie auf den Inseln, die feindlichen Farben.

Strahlend lag die Sonne über dem geliebten Land, der schwer errungenen zweiten Heimat deutscher Eltern, der wirklichen Heimat deutscher Kinder.

Es hieß Abschied nehmen! Die Scholle, das Heim wurden ihnen genommen, aus der Heimat wurden sie vertrieben, die hier geschafft — geliebt — gelitten!

Abschied vam Lebenswerk galt es für den Mann — Abschied von Haus und Herd für Frau und Kinder.

Der letzte Gang durch die Pflanzung, an den Tausenden der Bäume entlang, denen jahrzehntelange Sorge gegolten — wie der durchlebt wurde?!

Der letzte Blick auf das geliebte Heim, in dem die Kinder geboren wurden — daß der sich losreißen konnte? Daß das Herz nicht brach? — —

*

Die Menschen, die hier — fern jedem Weltgenuß — in heißer Arbeit hohe Werte geschaffen hatten — sie wurden vertrieben.

Ein paar Koffer mti spärlicher Habe, vom Feinde sorgfältig auf Wertgegenstände durchsucht, waren alles, was man ihnen ließ.

Arm, bettelarm verließen sie das Land.

Dreihundert Deutsche standen an Bord der „Mainz“, als sie den Anker lichtete und hinausfuhr auf das blaue Meer, der armen, geschändeten Heimat zu.

Bald werden sie, die eng wie Brüder zusammen geschafft, geliebt, gelitten, über den ganzen Erdball verstreut sein!

Werden sie Samen sein, der wieder Wurzel schlagen kann, daheim oder in fremdem Lande? — Oder ließen sie ihre Keimkraft in blauer Südsee — werden sie Spreu im Winde sein?

— — — — — — — — — — — —

Dreihundert verzweifelte Augenpaare sandten letzten Gruß:

Fern — wie ein wonniges Wunder der Schöpfung — ein köstliches Kleinod — ein leuchtender Smaragd — von gütiger Gotteshand aus Meeresgründen emporgehoben — so lag es da, umkränzt von des Riffbandes schimmernder Pracht:

Samoa — ihr verlornes Paradies!

—: Ende. :—

# Die Heringe.

Humoreske von Alfred Manns.

Emil war sonst ein recht resoluter Mensch, aber zu seinem Appetit stand er in einem Verhältnis der Hörigkeit.

„Emil“, hatte der gesagt, „besorge uns beiden Heringe.“ Emil gehorchte. —

„Geräucherte Heringe wollen Sie, und ob ich die habe? Oh, bitte, das ist Spezialität bei mir, in geräucherten Heringen bin ich groß“, sagte der Ladeninhaber.

Emil ignorierte die Größe, und nur schüchtern warf er ein: „Riechen sie nicht etwas stark?“

„Sie meinen doch nicht die Heringe?“ fragte drohend der Kaufmann. — Emil besah sich die 2 Meter 5 Zentimeter messende Gestalt des Fischverkäufers, dann sagte er bescheiden: „Oh, ich bitte, ich meinte nur — — es — es wird wohl der Blumenladen nebenan gewesen sein. Ich bitte um fünf geräucherte Heringe.“

Als Emil mit seinem Appetit auf einer verschwiegenen Bank saß, stellte er fest, daß 2 Meter 5 Zentimeter wohl ein augenblicklicher, aber kein dauernder Beweis für die Güte eines Herings sind.

Auf der Bank legte Emil Klabutte die Tierleichen frei, und dann fuhr er hoch. Es bestand nicht der geringste Zweifel, daß die sechs Heringe rochen, der Blumenladen schied völlig aus.

Es waren nämlich sechs statt fünf. — Mittlerweile beschäftigte sich Klabuttes Appetit mit den ehemaligen Meeresbewohnern. „Emil“, sagte der Appetit, „mit diesen sechs Tieren mache du, was du willst. Ich verlasse dich für heute.“

Da warf Emil die sorgsam wieder verpackten Heringe über die Bank.

In Augenblicken dieser Art sind bekanntlich Parkwärter immer zur Stelle. Selbst wenn nur einer in einem Park von hundert Quadratkilometern angestellt ist, erscheint dieser auf der Stelle, sofern man irgendetwas wegwirft — — in Fällen von Raubmord und gegenüber hübschen Kindermädchen versagen die Parkwärter meist.

„Sie da!“ schrie der Mann. „Jawohl, Ihnen meine ick. Wenn Sie meinen, det Sie mir den Park verunreinigen können, denn sind Sie an den Richtigen gekommen.“

„Oh“, brummte Klabutte mit geheuchelter Freude, „meine Heringe sind von der Bank gefallen — wie gut, daß Sie es gesehen haben.“

„Heringe?“

„Ja, wollen Sie mal kosten?“

Der Mann des Parkes trat heran und fuhr dann entsetzt zurück. — Emil bezahlte 25 Pfennige Entschädigung für einen Schnaps. Darauf begab er sich in die innere Stadt zurück und verlor dort im lebhaften Getümmel die Flossenträger, die sich inzwischen dauernd weiter zersetzt hatten.

Eine junge Dame führte Emil mit zugehaltenem Näschen zu dem Paket zurück. „Sie haben Ihren Harzkäse verloren, mein Herr.“

Klabutte lächelte gezwungen; dann runzelte er die Stirn. Der Grimm begann an ihm zu nagen. Er stieg in eine Elektrische, wo alle Fahrgäste ihn maßlos wütend anblickten, das Paket sahen sie nicht, sie glaubten, — Emil — — na ja, — so etwas kommt vor. Nur der Schaffner war arglos, der hatte einen Stockschnupfen.

Klabutte saß auf einem Eckplatze. Plötzlich erhob er sich, rannte zur Tür hinaus und sprang in voller Fahrt vom Wagen, wobei er auf seine alsbald blutende Nase fiel. Der Schaffner läutete Not und Sturm. Der Wagen hielt mit einer Plötzlichkeit, daß einer Mutter der Säugling und einer dicken Dame die Handtasche vom Schoße rollte. Die dicke Dame, eine etwas ältere Jungfrau, hätte fast den Schlag bekommen, erstens vom Bücken und zweitens, well sie statt ihrer Tasche den Säugling griff.

Der Schaffner hatte außer dem Stockschnupfen ein weiches, menschenfreundliches Herz. „Das müssen Sie nicht machen, das Abspringen, mein Herr, denn wenn es gesehen wird, werde ich bestraft, außerdem können Sie sich dabei den Hals brechen. Freuen Sie sich, daß ich gleich gehalten habe, sonst wären Sie Ihr Paket los, hier ist es.“

Emil setzte eine hysterische Lache an, aber der Blick des Schaffners war derart faszinierend trinkgeldheischend, daß er dem Manne Geld gab, worauf der abläutete.

Klabutte hatte seine Heringe nun wieder.

Vor einer Schaufensterauslage blieb Emil scheinbar interessiert stehen. Das Fenster hatte eine ziemlich tiefe Bank nach außen hin und enthielt inwendig Fleisch und Wurstwaren von garantiert jungen Füllen. Vor diesem Fenster schlichen viele mit Blicken des Widerwillens vorbei, auch diejenigen, die durch einen verschwiegenen Hintereingang den Laden betraten.

Mit der Harmlosigkeit eines Schwerverbrechers vergaß Emil auf dieser Fensterbank sein Paket, jedoch der Straßenknabe Orje Klebeknust stand Pferdewürsten genau so vorurteilslos gegenüber wie Brillanten.

„Herr, Ihren Limburger! Riechen tut er ja feste, und laufen wird er wohl auch, aber nicht so schnell wie Sie. Hier is er, und ich meine, einen Groschen für 'ne Apfelsine ist der Finderlohn wohl wert.“

Auch diesen Groschen leistete Emil. Er war gerecht und gestand sich im Unterbewußtsein ein: allzu große Opfer greifbarer Art hatten ihn die Heringe bislang nicht gekostet; denn nachdem er wegen des Nasenblutens höchstens eine halbe Stunde in den verschwiegenen Räumen einer Destille gestanden hatte, war er bereits in der Lage, das Schaufensterabenteuer zu erleben.

Jedoch jetzt begann es zu dunkeln, und nun wurde die Sache schlimmer. — Auf einer einsamen Brücke erhoffte Emil endlich sein Glück. Er blickte sich um und sah nicht das Auge des Gesetzes, das hinter einem Pfeiler lauerte . . . es geht mit dem Auge des Gesetzes ähnlich so wie mit den Parkwärtern.

Behutsam ließ Emil das Paket über das Geländer fallen und vertraute seine Tiere jenem Elemente an, aus dem — so meinte er — diese sechs nie hätten entfernt werden dürfen.

Es war nun völlig dunkel. Der Schutzmann sah nichts von Emil, aber er hörte das Platschen. Mit Riesenschritten eilte er herbei.

Emil kroch der Schreck in alle Glieder: er wußte nicht, was das Strafgesetzbuch dazu sagt, wenn einer meuchlings sechs faule Heringe in nicht ganz so faules Wasser wirft. So markierte er denn einen Zufall und rang in Verzweiflung die Hände. „Oh, oh, es ist über das Geländer gefallen!“

Der Beamte, ein mutiger, entschlossener Mann, sagte gar nichts, er warf den Rock ab und schoß mit einem prachtvollen Hechtsprung in die Fluten. Hier sah er sich schwimmend nach allen Seiten um, und schließlich, mit einem wahrhaft höllischen, gänzlich unpolizeigemäßen Fluch, ergriff er etwas.

Wäre Emil nicht bereits so völlig konsterniert gewesen, hätte er in diesem Augenblicke ebenfalls etwas ergriffen, nämlich die Flucht. Er stand wie gebannt und wurde vom Schupo gepackt.

Maßlos heftig beschimpfte ihn der Beamte, der der irrtümlichen und ungerechten Meinung war, Klabutte habe ihm aus Bosheit die Erwerbung der Rettungsmedaille hintertrieben.

„Warum sagen Sie das nicht, daß Sie kein Kind haben ins Wasser fallen lassen?“

„Es hat mich niemand danach gefragt, Herr Wachtmeister.“

„Sie Kaffer, was dachten Sie denn, weshalb ich ins Wasser springe?“

Da kam für einen Augenblick der Galgenhumor über Emil. „Ich dachte, Sie hätten die Heringe gerochen und konnten Ihren Appetit nicht zähmen.“

Der Beamte tanzte Wut, aber nicht, ohne vorher voll größten Ekels Klabutte das Paket wieder unter den Arm geschoben zu haben.

Emil wurde nunmehr auf die Wache geschleift. Wahrscheinlich hätte man ihn festgesetzt, wenn man dann nicht das Heringspaket als corpus delicti hätte in Verwahrung nehmen müssen. Man warf beide zusammen hinaus unter fürchterlicher Strafprophezeiung an die Adresse Emils wegen Besitzung von Aas in der Stadt, wegen Verübung groben Unfugs und wegen Durchnässung eines Beamten im Dienst.

Traurig und hoffnungslos zog Klabutte seines Weges, die sechs Tiere fest an sich gedrückt. — Da schien noch einmal ein Hoffnungsschimmer zu winken, aber Emil war apathisch, er glaubte an nichts Gutes mehr. Es handelte sich um einen städtischen Müllwagen. Trostlos trat Emil zu dem Chef des Wagens, in der einen Hand die Heringe, in der anderen den letzten Taler.

Wie ein Berserker fuhr der Mann auf ihn ein. Ob er (Emil) von ihm, dem Müllfahrer, denke, daß er (der Kutscher) sich den ganzen Tag verderben wolle. Nicht für eine Million täte er (der Fahrer) das, er (Emil) solle seine Schweinerei wo anders hinbringen.

Klabutte war nun bei seiner Wohnung angelangt. Zufällig war die Wirtin auf. Diese Dame prallte zurück, als sie ihren Mieter stehen roch. Emil sah, was jetzt kommen würde, deshalb sprang er mit einem wütenden Satz in sein Zimmer, dieses hinter sich abschließend.

Die Wirtin fiel in Ohnmacht, aus der sie erst wieder erwachte, nachdem sie sich einwandfrei überzeugt hatte, daß niemand kommen würde, ihr zu helfen.

Nun begann die Dame durch die Tür eine geharnischte Rede zu halten, in deren Verlauf sie an Klabutte und seinen Heringen kein gutes Haar ließ. Sie schloß mit den Worten: „Und kündigen tue ich Ihnen, und aufpassen tue ich hier, daß Sie vor morgen früh nicht raus können und das Aas selbst aufriechen müssen, und morgen gebe ich Ihnen das Paket wieder mit, da bin ich Ihnen gut für."

Da versagten bei Emil Wut und Nerven völlig. Er schlang die Hosenträger um einen Bettpfosten und seinen Hals, nahm die Heringe aus dem Paket und gruppierte sie um sich herum. Dann ließ er sich in die Hosenträger fallen, und gleich darauf befanden sich sieben Leichen im Zimmer.

So endet die tragische Geschichte von Emil Klabutte und den Heringen.



## Bunte Chronik



* **Wolkenkratzer aus Glas** will der Neuyorker Architekt William Orr Ludlow errichten lassen. Stahl und Glas sollen zu einer neuen bautechnischen Verbindung verschmolzen werden. Zuvor müsse es gelingen, Glas herzustellen, das für Wärme und Kälte undurchlässig sei. Der Architekt will durch doppelte Glaswände mit einem luftleeren Raum in den Zwischenräumen im Winter Heizung ersparen und im Sommer kühle Wohn- und Arbeitsräume herstellen.

* **Die Weltstadt London.** Groß-London zählt 8 Millionen Einwohner, 2 Millionen mehr als der australische Kontinent beherbergt. Auf die Quadratmeile kommen in London 11 000 Einwohner, in Australien 2. Nach dem Steuerwert berechnet, würde man 60 Millionen Pfund brauchen, um die Häuser Londons aufzukaufen. Die Straßen Londons haben eine Gesamtlänge von 2300 Meilen, ihre Unterhaltungskosten belaufen sich auf 3 Millionen Pfund im Jahre. Das Telephon wurde im vergangenen Jahre 805 Millionen Mal benutzt.

* **Der hellste Stern des Weltalls.** Man hält unwillkürlich die Sonne für das hellste Gestirn des Weltalls, doch hat sich nach der Mitteilung in der „Naturw. Umschau" ein Stern namens Doradus als der hellste Stern erwiesen, ein sog. veränderlicher, d. h. in seiner Lichtstärke schwankender Stern, der nicht weniger als 100 000 Lichtjahre von der Erde entfernt ist. Das Licht, das jetzt vom Doradus aus zur Erde herniederstrahlt, ging also vor 100 000 Jahren von ihm aus! Die Strahlung dieses Lichtmonstrums ist über alle menschlichen Begriffe gewaltig, denn sie ist so stark wie die Strahlung von 600 000 Sonnen. Die Folge dieser ungeheuren Strahlungsenergie ist, daß der Stern jährlich 10 Trillionstel von seiner Substanz verliert.

* **Das Korfuer Achilleion — ein Kasino.** Genf, 3. Juli. Ein schweizerisch-griechisches Syndikat mit großem Kapital hat von der griechischen Regierung die Konzession erhalten, das historische Schloß Achilleion auf Korfu in ein Kasino nach Art des Kasinos von Monte Carlo umzubauen. Das Achilleion gehörte bekanntlich früher dem deutschen Kaiser, der sich, wie wir erfahren, an die griechische Regierung mit der Bitte gewandt hat, das beabsichtigte Vorhaben rückgängig zu machen.

* **Eine Warnung vor dem Couéismus der Straße** finden wir in einem Aufsatz, den Prof. Dr. Max Dessoir im Juliheft von Velhagen u. Klasings Monatsheften über „Methode und Mode Coué" veröffentlicht. Der ausgezeichnete Psychologe schreibt: „Coués Verfahren ist nicht, ebensowenig wie irgendein anderes, ein Allheilmittel. Wir erleben jetzt dasselbe wie in den Zeiten des Mesmerismus: je weiter sich die Mode verbreitet, desto mehr verzerrt sie sich. Das liegt vor allem darin begründet, daß wir Menschen nichts ängstlicher scheuen als das Nachdenken. Gewiß will jeder gesund bleiben oder werden, aber am liebsten so, daß er täglich sich abduscht oder Aufbausalze schluckt oder das therapeutische Gebet aufsagt, denn dann braucht er den Verstand nicht zu bemühen. Weiter indessen führt kluge Beobachtung, sorgsame Trennung der verschieden gearteten Störungen, behutsames Aufspüren der ursächlichen Zusammenhänge zwischen den Änderungen des Befindens und den getroffenen Maßnahmen, und in allem muß eben die Vernunft walten. Daß Coué diese Notwendigkeit mißachtet und den naiven Glauben an die Macht des Wortes einerseits, an die unbegrenzte Kraft des Unterbewußtseins anderseits zum alleinigen Grundsatz erhebt, scheint mir bedenklich. Ebensowenig kann ich mich damit befreunden, daß die Erziehung des Willens sträflich vernachlässigt wird. Obgleich unter bestimmten Umständen tatsächlich der Wille von der Phantasie besiegt zu werden pflegt, so geschieht es keineswegs immer und es soll nicht immer geschehen. Wehe den Menschen, die das zielgerichtete Wollen preisgeben, um sich der unbestimmbaren Einbildungskraft zu überlassen! Unsere Ärzte und Erzieher werden die Mittellinie finden müssen, auf der das Verfahren Coués, seines modischen Flitterruhms entkleidet, als Hilfsmittel gute Dienste leisten kann. Hoffen wir, daß die falschen Propheten, die jetzt auch in Deutschland ihr Unwesen treiben, bald verstummen werden; sie haben bereits Schaden genug angerichtet."

* **Im Londoner Zoo** ist vor kurzem ein weißer Elefant eingetroffen, und da ein solches Tier von einem großen Teil der indischen Bevölkerung für heilig gehalten wird, so muß es in England ganz besonders rücksichtsvoll behandelt werden. Unter anderem darf es nicht arbeiten oder den Zoobesuchern als Reittier dienen. Außerdem wird es von einem gewöhnlichen grauen Elefantenweibchen betreut, von dem es sich auch nicht einen Schritt entfernt. Das seltene Tier, das jetzt 7½ Jahre alt ist, ist allerdings nicht ganz so weiß, wie man denken könnte, sondern sandfarben oder, wie boshafte Zungen behaupten, Mostrichfarben. Es wurde vor sechs Jahren im Dschungel gefangen, wo es seiner Farbe wegen von seinen Genossen recht schlecht behandelt wurde. Es gibt in Siam nur noch zwei weiße Elefanten, die sich beide im Besitze des Königs von Siam befinden.

* **Die Botschafterallee.** London hat neuerdings eine sogenannte „Botschafterallee" aufzuweisen, und zwar war es der deutsche Botschafter Dr. Sthamer, der dieser durch den Hydepark nach dem Berkely führenden Allee den Namen verlieh. Fast allmorgendlich konnte man Dr. Sthamer auf diesem Wege spazieren gehen sehen und es dauerte gar nicht lange, bis auch die anderen Botschafter und Gesandten dem Beispiel ihres deutschen Kollegen folgten. Die neuesten Mitglieder dieses Spaziergängervereins sind der amerikanische und der französische Botschafter. Dem diplomatisch ungeschulten Beobachter fällt es auf, daß sich die hohen Herren, trotzdem sie sich untereinander alle sehr gut kennen, bei diesem Morgenspaziergang nur durch ein sehr förmliches Hutabnehmen begrüßen, ohne jedoch auch nur ein einziges Wort miteinander zu wechseln.

## Lustige Rundschau



* **Die Frage an die Gäste.** „Ehe Sie die Suppenteller abnehmen, müssen Sie die Gäste fragen, ob sie noch Suppe wünschen," sagte die Hausfrau zum neuen Mädchen. — „Schön, gnädige Frau." — Das nächste Mal, als Marie abservierte, fragte sie den Gast: „Wünschen Sie noch Suppe?" — „Ja, bitte." — „Es ist keine mehr da," sagte Marie.

* **Vorher die Köchin ärgern.** „Max, ehe du ins Bureau fährst, könntest du mal in die Küche gehen und Anna ein bißchen ärgern." — „Warum denn?" — „Sie soll nachher Teppich klopfen, und da ist es besser, sie ist wütend."

* **Gedankenlos.** „Es gibt doch nichts Gedankenloseres als meine Frau. Unaufhörlich verlangt sie Geld von mir!" — „Nanu? Was macht sie denn damit?" — „Weiß ich nicht! Bisher habe ich ihr noch keins gegeben!"

* **Die Unschuld vom Lande.** Dienstmädchen (ihre junge Herrin vom Theater abholend): „Na, Fräulein, wie war das Stück?" — Junge Dame: „Nicht besonders. Es sterben so viele Leute." — Dienstmädchen: „Das habe ich mir gleich gedacht, als so viele Kränze ins Haus getragen wurden."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.